

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band: 55 (1959)
Heft: 3

Artikel: Grundfragen des Volkslebens bei Jeremias Gotthelf
Autor: [s.n.]
Kapitel: III: Überlieferung und Brauch
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-115325>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gemeinden, sich gegen den Staat aufzulehnen. Der Privatmann sagt: «J schyss uf d'Verfassig»¹, und die Vehfreudiger finden es einen Hauptspass, einen befohlenen Schulhausbau abzulehnen, und freuen sich «gleichsam en famille, dass sie es den Fötzeln drinnen, wo man zehn auf den Kopf stellen könnte, ehe ein Taler aus einer Tasche fiele, gezeigt, wer eigentlich Meister sei im Lande»².

Einmal im Jahr tritt das dörfliche Gemeinschaftsgefühl aller Welt sichtbar vor Augen, anlässlich der Käsfuhr³. Zwar ist es allein Sache der Bauernsöhne, mit vier bis sechs schwerbeladenen Wagen vier-spännig durchs Land zu fahren, um dem Händler abmachungsgemäss die angekauften Käse ins Haus zu führen, wo Speis und Trank sie erwarten. Aber «an Orten, wo der Dorfstolz noch so recht im Glanze ist», nimmt die ganze Gemeinde tätigen Anteil. Jede Familie möchte das schönste Gespann haben, die stärksten Pferde, das glänzendste Geschirr, und ein edler Wettstreit entsteht. Da es um die Dorflehre geht, treten Privatgelüste zurück, und wer keine schönen Pferde hat, verzichtet auf die Teilnahme, um nicht die übrigen zuschanden zu machen. Ein stolzes Gefühl ist es dann, frei von häuslichen Schranken vier bis sechs Stunden weit durchs Land zu fahren, durch ein Dutzend Dörfer, von Wirtshaus zu Wirtshaus, von Mahlzeit zu Mahlzeit. Und der Gipfel des Hochgefühls, wenn in allen Dörfern die Leute die Köpfe aus den Fenstern strecken, die schönen Gespanne bewundern und mit Achtung den Namen des Heimatdorfes nennen.

III. Überlieferung und Brauch

Mächte des Blutes, Bindung an den Ort, Bedürfnis nach Sicherheit, der Wille zur Selbstbehauptung, aber auch der rechnende Verstand, die Liebe, der Glaube zwingen oder führen den Menschen in Gemeinschaften, in 'Gehäuse', in denen sich zusammen wohnen lässt. Nun gilt es, das Leben in der Gemeinschaft zu sichern, gegen andringende äussere Gegner, nicht minder gegen den Feind im Innern, die gefährliche Ichsucht. Der Wille zur Ordnung sucht nach verbindlichen Normen. Nicht dem staatlichen Gesetz, nicht dem geschriebenen Recht ordnet sich der Volksmensch am ersten unter. Ein Schreiber ist verächtlich⁴, Geschriebenes zählt nicht⁵. Es ist eine gleichnishafte Handlung, wenn der Schuldenbauer Hans Joggi einen über sein

¹ I, 346. ² 12, 11. ³ 12, 16. Kapitel (254ff.).

⁴ 12, 287: «Verfluchtes Schreiberpack». ⁵ 2, 320f.

Schicksal entscheidenden Brief ungeöffnet zwischen den Unterzug (Tragbalken) und die Decke der Stube steckt und – vergisst¹. Hülfs- und trostlos kommen sich Leute vor, die durch Umstände ins Gebiet des Rechts, in den Irrgarten der Gesetze verschlagen werden, Wanderern gleich, die in stockfinsterner Nacht in einem Urwalde tappen²; Frauen kehren sich überhaupt nicht an Gesetze: «Zwänge ist ihres Gsatz»³. Das einzige Gesetzbuch, das wahrhaft ins Leben eingreift, ist die Heilige Schrift, das Gesetz Gottes, täglich übertreten, aber als Richtschnur für Leben und Sterben unbestritten. Die zweite grosse Ordnungsmacht heisst Sitte und Brauch⁴. Das Gesetz Gottes und der Brauch können einander freundlich oder feindlich gegenüberstehen; es ist aber wichtig zu sehen, dass sie vielfach nicht zwei streng getrennte Grössen sind: Brauch ragt weit in die religiöse Sphäre hinein, und nach der Aussage eines guten Kenners hat zur Zeit Gotthelfs das Berner Landvolk «die Religion nicht sowohl als Sache freier Überzeugung, als vielmehr der Gewohnheit und Sitte» betrachtet⁵. Wie in der Gemeinschaft Brauch entsteht und wie er wirkt, kann in den Werken Gotthelfs nacherlebt werden.

a) Vom Werden der Bräuche

Die Gemeinschaft mit ihren Ansprüchen wird durch 'die Leute' verkörpert. Diese sind an sich schon eine Macht. Ihretwegen scheut sich Vreneli, bei Tag mit dem Verlobten zum «Verkünden» zu gehen⁶. Es möchte einfach nicht in die Mäuler der neugierigen, schwatzhaften Dorfleute kommen. Es gibt aber Umstände, wo deren Urteil ein viel schwereres Gewicht hat; wenn in einer Familie die bange Frage gestellt wird: «Was werden die Leute sagen, wenn heute an einem heiligen Sonntag niemand in die Predigt geht?» – dann steht hinter diesen 'Leuten' als höhere Macht ein Brauch, auf den sie sich berufen können, der brauchmässige Besuch des Gottesdienstes⁷.

Brauch ist, was durch die Überlieferung in einer Gemeinschaft als richtig und damit verpflichtend empfunden wird⁸. Brauch setzt also

¹ 14, 149ff. ² 5, 212f.; 11, 254ff.; 21, 153f. (Sonntag des Grossvaters).

³ 8, 172; 12, 417; 13, 240.

⁴ Die Abgrenzung der beiden Begriffe 'Sitte' und 'Brauch' ist schwierig; vgl. Geiger, Volkstum 2f. und Weiss, Volkskunde 158. Da Gotthelf die Wörter ohne bestimmte Absicht nebeneinander braucht, das der gesprochenen Sprache entnommene 'Brauch' viel häufiger, verwenden wir in Zukunft meist dieses, in der mundartlichen Form immer 'Bruuch'.

⁵ E. Blösch, Eduard Blösch und dreissig Jahre Bernischer Geschichte (1872) 245 (bei Anlass des Zeller-Handels).

⁶ 4, 357. ⁷ 7, 73. Ähnliche Situationen: 4, 324; 7, 103; E 2, 24.

⁸ Nach Geiger, Volkstum 3 und Weiss, Volkskunde 155.

die Verbindung der Gemeinschaft mit der Vergangenheit voraus. Nun ist erstaunlich, in welchem hohem Ansehen die Vergangenheit beim Volksmenschen steht. So wie er das Eigene für gut, das Fremde für minderwertig achtet, ist ihm das Alte gut, das Neue schlecht. Natürlicherweise sind vor allem ältere Leute und solche, die zu befehlen haben, den Jungen und Untergebenen gegenüber Lobredner der Vergangenheit (aber nicht nur sie): Früher war die Kindererziehung einfacher, heutzutage hat man nichts als Verdruss von den Kindern¹; die Buben wollen gescheiter sein als Vater und Grossvater². Die Dienstboten sind schlechter, «Säu sy si je länger je meh a Lyb u Seel», wettet eine Frau Pfarrer³. Die jungen Bursche sind beim Hurnussen nichts mehr wert⁴, und beim Raufen jammern sie schon über Flöhbicke⁵. Die neuen Schulmeister⁶, die jungen Pfarrer, «nume so Plütterlöpfe (Weichlinge)», «junge Gumpine»⁷, taugen nichts. Besonders schlimm steht es mit den leichtsinnigen heutigen Meitschi⁸, den anlässigen Täsche⁹. Ein alter Bauer schimpft: «Sie haben nur Narrenwerk und Hoffart im Kopf, ziehen sich an wie Pfauen, ziehen auf wie sturme Störche, und wenn eine einen halben Tag arbeiten soll, so hat sie drei Tage lang Kopfweh und liegt vier Tage im Bett»¹⁰. Darum ist es heutzutage böse, eine rechte Frau zu bekommen¹¹, und das Heiraten wird immer komplizierter – für Hansli Jowäger ein Beweis, «dass dWelt geng verhärscheter wird»¹². Und die heutigen Weiber, «ume so Spinnhubbele», meinen, wenn sie ein Kind haben sollen, sie müssten «zweimal sterbe»; allbets (einst) war es anders: «Mengi het chum nebe umegluegt», behauptet eine alte Hebamme¹³. Und die Männer haben keine Courage mehr, sind keinen faulen Birenstiel mehr wert¹⁴. Gebrandmarkt werden – neben vielem anderem – das neumodische üppige Essen¹⁵, neumodische Kleider¹⁶, das neumodische Tanzen¹⁷, das Fallen der Ständeschranken¹⁸. Selbst die Tiere und die Dinge waren früher besser: Den Hühnern ist so wenig mehr zu trauen wie den Menschen¹⁹, mit den Bschüttlöchern böset es²⁰, windige Zündhölzchen verdrängen das solide Feuerzeug²¹, bei jeder neuen Kutte finden die Bauern, sie seien allbets viel besser gewesen²².

¹ 14, 74; 17, III. 116 (Hans Berner). ² 7, 60 und sonst oft.

³ 6, 300; ferner z.B. 4, 7. 205. 237; 7, 232; 8, 282. ⁴ 4, 53. 59.

⁵ 4, 62f. ⁶ 5, 13. ⁷ 6, 56. 168. ⁸ 4, 356. ⁹ 4, 318.

¹⁰ 17, 22 (Schwarze Spinne); ferner etwa: 10, 309; 20, 162f. 164 (Michel). Lustig: 22, 137 (Barthli).

¹¹ 7, 167f. ¹² 5, 351f. ¹³ 6, 98.

¹⁴ 10, 230; 13, 240; besonders scharf 6, 105. ¹⁵ 11, 49f. ¹⁶ 20, 163 (Michel).

¹⁷ 4, 262. ¹⁸ 21, 237 (Der Ball). ¹⁹ 11, 186.

²⁰ 6, 137. Bschüttli = Jauche. ²¹ 6, 8; 20, 180 (Michel). ²² 3, 347.

Allgemein wird festgestellt, die Leute, die Welt würden immer schlechter¹, oft mit dem Zusatz «und Religion sei auch keine mehr»². Begreiflich: «Allbets habe man schön lere bete, dass es fry gchutet heig»³. Man steigert sich in das Gefühl hinein, es sei «afe nüt meh drbyzsy»⁴, sieht die Endzeit angebrochen⁵ und wiegt sich in Untergangphantasien: Bei dieser Hudelordnung im Land kommt bald der Teufel und holt die ganze Pastete⁶ – aber sogar dieser ist «afe alte und nichts mehr nutz»⁷. Da muss unser Herrgott Ernst machen: Pulver regnen lassen, einen Blitz hineinschmettern, «das wurd dene Donnstige dSchnäuz putze»⁸.

Diese volkstümliche Hochschätzung des Alten und Ablehnung des Neuen entsprosst zwei Wurzeln: Sie ist zunächst Ausdruck einer körperlichen und zugleich geistig-seelischen Eigenart, die man Beharrungswillen nennen kann. Dieser ist dem Menschen in der Natur vorgebildet und in ihm selber Natur. In ewig gleichem Wechsel folgen einander Tag und Nacht, reihen sich die Wochentage. Die Jahreszeiten lösen einander ab, ein Jahr gleicht dem andern. In diese grosse Zeitlosigkeit ist der Mensch mit seiner Arbeit gestellt. An Barthli dem Korber scheint die Zeit machtlos vorüberzugehen, sein ganzes Leben richtet sich nach den Weidenbäumen⁹. Die Jowäger leben «jahrelang fast, als wären sie nicht in der Welt, das heisst fast ohne alle Veränderung»¹⁰. Diese Einförmigkeit ist nicht nur alten Leuten wie Käthi der Grossmutter lieb¹¹; schon das Kind hat seine Lieblingserzählungen und will keine andern hören als sie¹². Auch die Sachen, die man hat, liebt man wie für die Ewigkeit gemacht; «währschaft» sollen sie sein¹³. Mägde besitzen Kleider, die sie zuerst drei Jahre am Sonntag, dann drei Jahre am Werktag tragen können¹⁴. Meyeli schläft in einem Bett, in dem man «den jüngsten Tag bequem verschlafen könnte»¹⁵.

Solche Menschen sind auf ihre Art glücklich und haben den Wunsch, alles möge so bleiben, wie es immer gewesen ist. Jeder Wechsel wird als grausame Störung empfunden, ein Kuhkauf oder gar eine junge Frau oder ein kleines Kind¹⁶. Grollend nur lässt sich die Magd Mädi von dem Platz verdrängen, «wo es bald hundert Jahr ghocket sei»¹⁷, eine Szene gibt es, wenn das Ölkrüglein plötzlich nicht dort zu finden ist, «wo es hundert Jahre lang gestanden»¹⁸. Es ist von tiefer Hinter-

¹ 2, 90; 3, 198; 8, 39; 18, 63. 84 (Christen).

² 2, 167; 9, 370; 11, 426; ähnlich 20, 163 (Michel).

³ 3, 30. ⁴ 8, 285; 15, 53 (Wassernot); sehr bildkräftig 14, 268. ⁵ 3, 275.

⁶ 8, 186. ⁷ 18, 67 (Christen); E 2, 22. ⁸ E 2, 20; ähnlich 20, 160 (Michel).

⁹ 22, 135. Ähnlich beim Besenbinder von Rychiswyl: 21, 167ff.

¹⁰ 5, 10. ¹¹ 10, 197. ¹² 10, 194. ¹³ Zum Beispiel 5, 7; 7, 161; 13, 190.

¹⁴ 8, 92. ¹⁵ 6, 25. ¹⁶ 5, 10f. ¹⁷ 6, 30. ¹⁸ 6, 24.

gründigkeit, wenn Anne Bäbi auf den Kosmos sich beruft, um irgend eine Neuerung abzulehnen: «Es seien Sonne, Mond und Sterne gleich geblieben, alle vier Wochen sei Wädel (erstes Mondviertel), und der Herr werd auch der gleiche geblieben sein» – warum sollte da die Bschütüti sich ändern?¹ Immer das Gleiche bedeutet Ordnung; «verfluchte Moden, wo alles all Tag anders sein sollte»², bringen Unordnung, das Chaos.

Dieser naturhafte Beharrungswille hat häufig die Form der körperlichen Trägheit, der geistigen Unbeweglichkeit, der Passivität. Ganze Gemeinden können darin befangen sein; die 'Vehfreude' ist ein Dorf, «wo Lehm sozusagen das herrschende Mineral ist»³. Die Leute – sie haben «Nerven so dick wie dreibatzige Stricke»⁴ – schnarchen auf dem Ofen, «dass die Strümpfe an der Ofenstange in Plamp kommen»⁵, gehen zu Bett und schnarchen, dass die Fenster klirren wie bei einem gelinden Erdbeben⁶. Der Schuldenbauer Hans Joggi gehört zu den Leuten, «wo in diesem Jahr ein Bein heben und erst im andern es wieder niedersetzen»⁷. Das Musterbeispiel ist der Kirchmeier im 'Schulmeister': «Der konnte gar keine Veränderung leiden . . . Er konnte, so träge er war, doch des Abends nie ins Bett, sondern tubakte bis Mitternacht hinter dem Tisch oder auf dem Ofen ganz alleine, nur weil er nicht gerne etwas beginnen wollte, nämlich aufstehen statt sitzen, abziehen statt tubaken, ins Bett liegen und schlafen statt wachen und graduse luegen»⁸. Mit diesem letztern Ausdruck ist unübertrefflich die geistige Trägheit, eine Art vegetativer Gedankenlosigkeit, bezeichnet. Man ist nach der Arbeit draussen am Wetter zu müde zum Denken, da «schläferets eine am Abe»⁹; auch die Sonntagspredigt lädt zu einem Schläfchen ein¹⁰. In jüngern Jahren denkt man noch, wie man zu Geld, zu einem Manne kommt, später hätte man es am liebsten, «das vrfluxt Sinne wär nit»¹¹. Weiber gibt es, die «bringen es höchstens nur zu einem Quasidenken und auch dieses nur ein- oder zweimal des Jahres, etwa wenn sie den Schneider ins Haus kriegen oder Schweine zu ringen sind»¹². Dieses gedankenarme, passive Wesen geht bis zum Fatalismus. Der Vater des Mias ist nicht gewohnt, viel zu denken, und lässt die Dinge gehen, wie sie mögen, und nimmt sie, wie sie kommen¹³. In den untern Klassen gibt es Leute genug, «die nicht aus dem Trapp zu bringen sind, . . . die mit der gelassensten Lauheit

¹ und ² 6, 136.

³ 12, 256; ähnlich 9, 345: Die Ackerbauern sind «wie mit Blei und Lehm ausgestopft».

⁴ 12, 414. ⁵ 16, 124 (Dursli). ⁶ 2, 261; 12, 365. ⁷ 14, 56. 230.

⁸ 3, 306f.; Menschen gleichen Schlages: 4, 225; 8, 123f.; 20, 143. 144 (Michel).

⁹ 2, 338f. ¹⁰ 12, 455f.; 14, 51. ¹¹ 8, 55. 67.

¹² 11, 39; zu 'ringen' siehe Id 6, 1100. ¹³ 1, 8f.

dem Elend zuwandern»¹. Manchmal ist dieser volkstümliche amor fati christlich gefärbt: In Gottes Namen, es hat so sein sollen²; es ist ein anderer, und der befiehlt³; öfters Ergebung ins Schicksal: Wehren hilft nichts⁴; was nicht sein soll, das soll nicht sein, da ist nichts zu machen⁵; was einem auf die Nase fallen soll, fällt einem nicht auf die Füße⁶; doppeldeutig ist das häufige 'Es ist einem geordnet'⁷.

Neben dem Hangen am immer Gleichen hat die Schätzung der Vergangenheit noch eine andere Wurzel. Das eben beschriebene Leben scheint sich in einem Raum ausserhalb der Zeit abzuspielen. In der Gemeinschaft wird aber auch Geschichte erlebt, vor allem in dem Wechsel von Geburt und Tod, im Kommen und Gehen der Geschlechter. Aus dem lebendigen Gefühl der Verbundenheit mit den Vorfahren wächst das volkstümliche Geschichtsbewusstsein. Gut ist diesem, was die Ahnen gesagt, getan, geglaubt und überliefert haben. Warum? Einmal, weil es sich tatsächlich als richtig und zweckmässig erwiesen, bewährt hat. Dann aber – und das geht über den Verstand – einfach darum, weil es von den Vorfahren stammt. In keiner anderen Gemeinschaft vermag dieses historische Bewusstsein so zu wachsen wie in der Familie. In dieser wichtigsten Gemeinschaft wird der naturhafte Beharrungswille bestärkt und zugleich gehoben zu einem bewussten Achten auf die Überlieferung. Die Familie wird damit zum Hort des Traditionalismus.

Man kann sich den volkstümlichen Traditionalismus nicht sinnlich genug vorstellen. Die Vorfahren sind nicht irgendwelche Ahnen, sondern die unmittelbaren Vorläufer: Vater, Mutter, Grossätti, Grossmüetti. Nicht nur im Leben, sondern auch nach dem Tode greifen sie in das Dasein der Nachkommen ein. Sie sind in Wahrheit nicht tot; die Vorstellung vom Fortleben im Jenseits mit Himmel und Hölle, Lohn oder Strafe ist eine der Tragsäulen des christlichen Volksglaubens. Die grösste Freude der Eltern ist es, dass ihre Kinder «gut werden und fromm, dass me öppe einist alli wieder zsämechunt»⁸. Und kaum ein Aberglaube begegnet bei Gotthelf so häufig wie der an ruhelose, umgehende Tote⁹; auf Wiedergänger zu stossen ist etwas beinahe Alltägliches. Ganz buchstäblich ist auch 'Überlieferung' aufzufassen. Sie ist zunächst das, was man aus der Hand der Vor-

¹ 4, 225. ² 4, 300. ³ 5, 36; ähnlich 50.

⁴ 20, 267 (Michel). ⁵ 14, 57. ⁶ 10, 55.

⁷ Oft in bezug auf das Heiraten, z. B. 20, 247. 266. 273 (Michel); spasshaft 13, 465. 489. Ins Groteske übersteigert 14, 286f.; 23, 277. 397. ⁸ 7, 355.

⁹ Zum Beispiel 1, 217; 5, 214f.; 8, 13, 216; 11, 301; 14, 67f. 299. 303; 19, 143f. 150f. (Wege Gottes); 22, 177. 197 (Barthli); 23, 6.

fahren empfängt, greifbarer Besitz: Hof, Land, Vorräte, Geld. All diesen Besitztümern haftet neben dem Wert für den Einzelnen und die Gegenwart etwas Überpersönliches an. «Dr Hof . . . , dä stirbt nit, dä blybt»¹. Manche Höfe sind seit Generationen im Besitz einer Familie². Land zu verkaufen gilt in Bauernfamilien als ehrenrührig, und Geld wird vorzugsweise in Land angelegt³. Vorräte aufzustapeln scheint der Lebenszweck vieler Frauen zu sein. In alten Häusern häufen sich die Vorräte massenhaft an⁴. Die grosse Schatzkammer, gleichsam das Herz des Bauernwesens, ist der Spycher; er enthält Korn, Fleisch, Schnitze, Kleider, Geld, Vorräte an Tuch und Garn, Schriften und Kleinodien. Wie Anne Bäbi Jowäger seine Schwiegertochter in diese «heiligen Hallen» einführt, tritt Meyeli «fast mit ehrfurchtsvollem Schweigen wie in ein dunkles Heiligtum»⁵.

Bei vielen Bauern steht allerdings ein schamloses und scheinbar rein ichtsüchtiges Gelddenken obenan: «Geld sei die Hauptsache, mit Geld könne man alles machen»⁶. Aber vielfach ist auch das Geld nichts anderes als aufgespeicherter Schatz⁷. Es wird nicht Buch geführt⁸, nicht genau gerechnet, sondern gebraucht, «was üblich u brüchlig ist», und «ist öppis für, su tuet mes uf dSyte»⁹. Die Jowäger werden reicher nicht durch Erwerb, sondern durch Zusammenhalten¹⁰. Wie Kinder ihren Göttibatzen nicht aus der Hand lassen und mit sich ins Bett nehmen¹¹, so liebt Ammanns Felix, schönes Geld zu zählen, und fragt nicht nach dem Zins¹², so erlabt sich der Besenbinder von Rychiswyl am Sonntag nachmittag am Anblick der schönen Bernertaler mit dem Bären und dem stattlichen Schweizermann¹³. Aber auch hinter dem dämonischen «Zusammenkräzen» von Geld, wie die Gotthelfschen Geizhälse es üben, schaut der Lieblingsgedanke hervor, dass dieser Haufe zusammenbleibe, auch nach dem Tod¹⁴. An solch einem heimlichen Schatze weidet sich Barthli der Korber¹⁵. In Wahrheit handgreiflich wird das Geld auch 'überliefert': Mit dem Kornmäss misst man in reichen Häusern den Erben die Taler zu¹⁶.

Ein Besitzender schaut die Erde mit anderen Augen an, und wenn er nur fünf Batzen im Sack hat statt Brotbrosmen¹⁷; er wird zum Sachwalter, Lehensträger, und denkt notwendigerweise konservativ. Dieser natürliche Traditionalismus des Besitzenden mag egoistisch – gruppenegoistisch! – gefärbt sein: Die Überlieferungsgüter sollen auf

¹ E 2, 67. Siehe S. 133.

² 4, 8; 11, 24; 13, 14.

³ 6, 134.

⁴ 11, 80; 12, 481.

⁵ 6, 38 ff.

⁶ 3, 272; ähnlich oft.

⁷ 5, 9f.; 7, 7.

⁸ 7, 12.

⁹ E 2, 14.

¹⁰ 6, 129; ähnlich E 1, 139.

¹¹ 3, 56.

¹² 12, 348.

¹³ 21, 166.

¹⁴ 1, 32.

¹⁵ 22, 176 ff.; ähnlich 19, 263 f. (Harzer).

¹⁶ 17, 131 (Elsi); 18, 72 f. (Christen).

¹⁷ 2, 120; 4, 92.

alle Fälle gewahrt, wenn möglich gemehrt, die durch sie errungene gesellschaftliche Stellung soll behauptet werden. Jede Änderung im wirtschaftlichen, sozialen oder politischen Gefüge wird im eigenen Interesse schroff abgelehnt¹. Naturgemäss sind vor allem die 'adeligen' Grossbauern Stützen und Verfechter dieses Traditionalismus².

In den gleichen 'aristokratischen' Kreisen enthält das Überlieferungsdenken aber sehr deutlich auch ethische und religiöse Werte³. Der unveränderte Besitz erzeugt eine Treue zwischen Besitzer und Besitztum⁴. Der Hof⁵, das Vieh⁶ werden nicht nur als Kapital oder Ware betrachtet. Am 'Nidleboden', «welcher seit zweihundert Jahren in der Familie ist», hängt Hans Joggeli der Erbvetter «mit ganzer Seele»⁷. Insbesondere besteht ein Treueverhältnis gegenüber der Familie, ein Verantwortungsgefühl, das die Gegenwart an die Zukunft und die Vergangenheit knüpft. Man ist Glied in einer Kette. Die spasshafte Bemerkung, Anne Bäbi trage der Grossmutter Hochzeitkittel an den heiligen Sonntagen und spare den eigenen für ihre Nachkommenschaft auf, ist voller Tiefsinn⁸. Wer an die kommenden Geschlechter denkt, steht auf religiösem Boden: In die Zukunft blickend, begehrt ein Bauer nicht, «dass einmal Enkel und Urenkel ins andere Leben ihm nachkommen und vor Gott es ihm vorhalten möchten, er hätte sie – es handelt sich um Erbschaftsfragen – zu Schelmen und Bettlern gemacht»⁹. Besonders fühlt man sich als Besitzender den Toten verantwortlich, denen man das überlieferte Gut verdankt und in dem sie sozusagen weiterleben. «Denen unterm Herd möchten sie es nicht zuleid tun»¹⁰, sagt der gleiche Bauer im selben Zusammenhang. Und Joggeli auf der 'Glungge', der einst den Hof vom Vater in gutem Zustand übernommen hat, könnte nicht ruhig sterben, solange er verwahrlost ist. «Wie dürfte ich wieder zu ihm kommen, wenn ich schlecht hinterlassen würde, was er gut übergeben?»¹¹. Der Ruf, der berühmte Name, die Familienehre hängen von gut oder schlecht verwaltetem Besitz ab. Festes Besitztum ist also mehr als etwas nur Materielles; durch es «tritt eine Familie in das geschichtliche Dasein»¹². Auf diese Weise in der Vergangenheit verankert, gewinnt sie an Würde, wird adelig.

¹ Siehe S. 137. 166.

² Weiss, Volkskunde 19: Traditionalismus als eine der wesentlichsten Gemeinsamkeiten zwischen Aristokratie und Bauerntum.

³ Gut G. Muret, Jérémie Gotthelf. Sa vie et ses œuvres (1913) 170 und G. C. L. Schmidt, Der Schweizer Bauer im Zeitalter des Frühkapitalismus (1932) I, 154.

⁴ 13, 14; ähnlich 7, 270. ⁵ 13, 349. ⁶ 7, 12; eindrücklich auch 12, 67.

⁷ 19, 248. ⁸ 5, 7; eine abergläubische Vorstellung steht dahinter, siehe S. 177.

⁹ 7, 272. ¹⁰ 7, 273. ¹¹ 4, 130. ¹² 13, 145; ähnlich 4, 8; 11, 15.

Von hier ist nur ein kleiner Schritt zu einem umfassenden Überlieferungsdenken, das sich ganz an ein geistiges Vermächtnis der Vorfahren gebunden fühlt. Diese Menschen sind überzeugt, dass das gegenwärtige Geschlecht «auf den Erfahrungen und Erfindungen der früheren Geschlechter steht», dass wir jede Bequemlichkeit im Leben den Alten zu verdanken haben, «die Gabel, mit welcher wir essen, die Erdäpfelrösti, welche wir essen»¹.

Auf lebendiger, ungelehrter Überlieferung beruht im wesentlichen die volkstümliche Bildung. Zunächst die geschichtliche: Einzig die biblische Geschichte sollte nach dem Willen der Bauern schulmässig gelehrt werden, und sie wettern, dass in der neumodischen Schule «von der Schweizergeschichte bricht» wird, «von der man doch weder im Alten noch im Neuen Testament etwas lese, und die zum Seligwerden nichts abtrage»². Im übrigen sorgt das Leben für Geschichtsunterricht. Käthi die Grossmutter, deren Geschichtskunde nicht übers Grossmüetti hinaufreicht³, geht mit Sohn und Enkel nach einer grossen Wassernot die Verheerungen der Emme anschauen. Wenn einst in fünfzig Jahren davon die Rede ist, wird Johannesli sagen können, er habe die Sache auch gesehen, als er die ersten Hosen getragen⁴. Wahrscheinlich wird er davon berichten, wenn wieder eine Wassergrösse die Leute aufgeschreckt hat. So wird das Erlebnis von einst in seinem Munde 'Sage' werden. Nicht anders richtet sich auch bei der grossen Wassernot vom Jahre 1837 der Blick unwillkürlich in die Vergangenheit: Ein Alter erinnert sich der Emmengrösse des Jahres 1764 und der Sage von der Emmenschlange⁵, ein anderer beginnt in der Wirtschaft vom Zwingherren von Brandis zu berichten, wie er oft von seiner Grossmutter hat erzählen hören. Wie echt volkstümlich ist schon seine jeder Historie Hohn sprechende Einleitung: «Vor vielen tausend Jahren ist das Schloss Brandis nicht da gestanden . . .»; «'hundert' wollte er wahrscheinlich sagen», fügt Gotthelf bei⁶. 'Teure Zeit' bleibt den Leuten ebenso im Gedächtnis. Noch viele hundert Mal wird in den Wirtshäusern und an den Abendsitzen von «den unvergesslichen sechzehner Jahren», von der Hungersnot und den Kornwucherern erzählt werden⁷. Im lebendigen Bewusstsein des Volkes und durch Augenzeugen in die Gegenwart hineinragend ist der Einbruch der Franzosen im Jahre 1798 und der 'Übergang' des alten Bern, ein Ereignis, das der Einbildungskraft Nahrung in Fülle bietet⁸. Die

¹ 6, 248. ² 1, 348; ähnlich 352. ³ 10, 97. ⁴ 10, 334.

⁵ 15, 22f. (Wassernot). ⁶ 15, 39. ⁷ 23, 148.

⁸ Auf solcher mündlichen Überlieferung beruhen 'Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung' (19, 297ff.), 'Ein Bild aus dem Übergang 1798. Nach den Erzählungen eines

Gestalt Napoleons ist dazu angetan, die Phantasie der Männer zu beflügeln¹. So unvolksmässig und literarisch die eigentlichen Sagen-erzählungen Gotthelfs sind², geben sie doch treu wieder, bei welchen Anlässen derartige Geschichten tatsächlich erzählt worden sind: beim Abendsitz³, auf dem Bänklein vor dem Haus⁴, im Wirtshaus⁵, bei Anlass festlicher Mahlzeiten⁶. Zur geschichtlichen Überlieferung im weiteren Sinne dürfen auch die vielen schwankhaften Geschichten, Anekdoten, 'Müsterli' gerechnet werden, die unter den Leuten umlaufen⁷.

Erlebte Geschichte ist sodann und vor allem die Geschichte des Einzelnen und seiner Familie. Am besten prägen sich bestimmte Ereignisse ein. Im Jowägerhaus werden noch Enkel und Urenkel davon sagen, wie einst der Grossätti den Doktor aus dem Schnee gerettet⁸. Die Alten, die aus ihrem Leben zu erzählen wissen, finden dankbare Zuhörer: der Glunggenbauer Joggeli, der mit Behagen ein buntes Bild der guten alten Zeit malt⁹, Käthi die Grossmutter, die beim Spinnen den jungen Mädchen von ihrer Hochzeit und den Kindbettenen berichten muss¹⁰. In einem besonders traditionsbewussten Haus macht die Mutter den Sohn mit vergangenen Sitten und Vorgängen in der Familie bekannt¹¹.

Ausser diesem geschichtlichen ist auch das übrige Wissen, sind die Fertigkeiten und praktischen Kenntnisse unmittelbar überliefert. Mütter und Grossmütter bringen schon dem kleinen Kinde bei, wie man die Zeit recht benutzt¹², sie lehren normalerweise die jungen Weiber, wie sie sich bei einer Geburt verhalten sollen¹³, geben weiter, wie kleine Kinder zu pflegen sind¹⁴. «DGsetzi sy öppe bikannt gsy von Grossvater auf Vater, da het dr Grossvater dr Vater brichtet und dr Vater dBuebe»¹⁵. Wichtiger als das Reden ist aber das Tun. 'Gebildet' wird der Mensch ja durch das Leben¹⁶, das Miterleben von Geburten, Heiraten, Todesfällen in der eigenen Familie, das Hineinwachsen in die

Verstorbenen' (22, 31 ff. 307) und manche zerstreuten Anekdoten. Von der Volkstradition ging Gotthelf aber auch aus, als er 'Elsi die seltsame Magd' (17, 127 ff. und E 5, 431) schrieb. ¹ 1, 243 f. 246 f.; 3, 341.

² Bezeichnend E 5, 143; vgl. G. Muret a.O. 229 ff. und Th. Salfinger, Gotthelf und die Romantik (1945) z.B. 66. 69. 99 ff. 125.

³ 16, 199 ff. (Sage von den Bürglenherren).

⁴ E 10, 239 ff. (Die Rotentaler Herren). ⁵ 15, 39 ff. (Der Zwingherr von Brandis).

⁶ 17, 25 ff. (Die schwarze Spinne); 18, 12 ff. (Die drei Brüder).

⁷ Offenkundig hat Gotthelf eine Vorliebe für sie gehabt. Mit den von ihm erzählten Anekdoten könnte man «einen ansehnlichen Band füllen», sagt mit Recht P. Baumgartner, Jeremias Gotthelfs Zeitgeist und Bernergeist 191.

⁸ 6, 361.

⁹ 11, 43 f.

¹⁰ 10, 197.

¹¹ 7, 341 f.

¹² 14, 74 f.

¹³ 6, 89.

¹⁴ 3, 134.

¹⁵ 14, 219.

¹⁶ 8, 62.

gemeinsame Arbeit im Bauerngewerbe, in armen Familien auch durch das Mitwissen um die Härte des Lebenskampfes¹.

Besonders wirkt das Vorbild der unmittelbaren Ahnen, wo es um Fragen der Lebensgestaltung geht, doppelt kräftig, wenn die Erfahrungen sich zu einprägsamen Sätzen verdichtet haben, die man bei Gelegenheit wiederholen kann. Der langsame Kirchmeier hat sich das Wort seines Grossvaters wohl gemerkt, man müsse die Jungen, die alles zwingen wollen, drei Wochen zappeln lassen². Hansli Jowäger verdankt den besten Teil seiner Weisheit den Grosseltern. Er weiss von der Grossmutter, «es gebe Leute, die es wollten ghebt ha, dass me se für e Narre heyg»³, oder: man müsse nicht alles an einem Tag sagen, was man wisse⁴, schliesslich, in unseren Zusammenhang trefflich sich einfügend: Es ist einer witzig genug, «we eine nit vrgess, was Ätti u Grossätti gseit heyge, un ihm selber ume alli Wuche einist öppis zSinn chömm»⁵.

Vor allem aber lernt man das sittliche Verhalten, das was sich ziemt, von bestimmten Personen, die man als vorbildlich empfindet und denen man sich verantwortlich fühlt. Sie sind die eigentlichen Erzieher. Als Vorbild wirkt ihr Tun und Lassen; manchmal reden sie auch von ihren Erfahrungen, «dass ihr ein Beispiel daran nehmen könnt»⁶; Erzählungen älterer Leute sind oft solche exempla, die im Volke selten ihre Wirkung verfehlen⁷. Familiengeschichte dient weniger der Unterhaltung als «zu Warnung und Weisheit der Kinder»⁸. In diesem Sinn hat sich die Geschichte von der Schwarzen Spinne in der Familie «vom Vater auf den Sohn vererbet»⁹. In einer bestimmten Lebenslage wird man sagen können, Vater und Grossvater hätten nie prozediert¹⁰, seien nie einem Menschen etwas schuldig geblieben¹¹. Viel wichtiger als für solche Einzelfälle ist aber das lebendige Vorbild für die Gestaltung des ganzen Lebens. Am besten befähigt, in diesem Sinn zu wirken, sind fromme Menschen, die nicht Persönlichkeiten sein wollen, sondern sich als Handlanger Gottes vorkommen¹². Von ihnen, etwa von einer guten Grossmutter¹³, lernt man auch am ehesten Christ werden. «Wenn die Kinder die Frömmigkeit nicht von den Müttern lernen, wo sollen sie dieselbe dann erlernen?»¹⁴. Der Tod setzt keine Schranke. Eine gute Mutter hat wie ein Schutzgeist der Familie¹⁵

¹ 10, 67. ² 3, 307. ³ 6, 133. ⁴ 5, 382.

⁵ Ebenda; ferner 5, 383; ähnlich redet Anne Bäbi von seiner Grossmutter 6, 53.

⁶ Besonders schön: 7, 207f. ⁷ Siehe auch S. 162. 163. ⁸ 7, 342.

⁹ 17, 27. ¹⁰ 5, 221. ¹¹ 7, 7.

¹² Reiche als Verwalter Gottes: 7, 10; Eltern als die Stellvertreter Gottes: 7, 359.

¹³ 11, 260f. ¹⁴ 13, 265. ¹⁵ 20, 397 (Seidenweber).

nicht nur zeit ihres Lebens das Krumme gerade zu machen gesucht, sie wirkt über das Grab hinaus. «D'Muetter het allbets gseit» sind Worte, die schwer wiegen¹. Entsteht Streit und Verwirrung, so ruht man nicht, bis alles wieder ist wie ehemals, «wo die Mutter noch lebte», und erst dann ist es der Tochter, sie dürfe wieder so recht an die Mutter denken². In einer anderen Familie wird der Grossvater noch lange wie ein guter Geist verehrt werden³. Solche Menschen sind berufen, ihren Nachkommen Stütze zu sein. Was für ein schweres Ersinnen ist es etwa für ein Mädchen, sich geschmackvoll zu kleiden, «wenn es dieses nicht von Jugend auf seiner Mutter absehen kann»⁴; welche Beruhigung hingegen, wenn ein Sohn beim Weiben darauf schauen kann, dass die Zukünftige sei «eine wie seine Mutter selig»⁵.

Diesen unmittelbaren Ahnen zunächst ist man in Dankbarkeit verbunden, ihnen will man treu sein, nacheifern, einem Vater etwa, von dem man sagen kann, «das sei ein Mann gewesen, es wäre gut, es würde noch viele solche geben»⁶; dann aber wäre einer «ein schlechter Sohn, wenn er den Pflug nicht im gleichen Loche fahre wo der Vater»⁷. In ihnen lernt man das Gewesene hochhalten. Dieses dankbare Schauen auf den Vorgänger, die pietas, ist zusammen mit dem urtümlichen Überlieferungsdenken des Besitzenden die Keimzelle der Bräuche und des brauchmässigen Lebens im ganzen. Der Vorfahr hat vielleicht durch sein vorbildliches Tun selber einen neuen Brauch geschaffen; viel öfter hat er selber das Gut bereits als Erbe übernommen und beruft sich wieder auf Vorläufer. Der Wertvolle wird sogar stärker als der Dutzendmensch in lebendiger Verbindung mit dem Gewesenen sein, bewusster sich als Träger einer Überlieferung sehen. Die Kette der Ahnen verlängert sich so in die Vergangenheit, in deren Dunkel schliesslich der Einzelne nicht mehr zu unterscheiden ist. Dieser Übergang von der Autorität bestimmter Personen zur namenlosen des Brauches lässt sich an eher spassigen, negativen Beispielen bei den Jowäger aufzeigen: Impfen, das «ist nicht der Bruuch gewesen in unserem Haus; der Ätti hat es nicht getan und der Grossätti nicht und niemere, so wyt me si hingerebsinne cha»⁸. Ein andermal wird, wie so oft, die Ahnenreihe weggelassen, steht aber wie eine Wächterschar im Hintergrund: «Ds Verschleipfe isch de notti i üsem Hus nit dr Bruuch gsi»⁹. So ist es auch in 'Geld und Geist'; neben dem guten Geist der toten Mutter wirkt noch eine anderer, älterer Geist,

¹ 7, 20.² 7, 93.³ 21, 154 (Sonntag des Grossvaters).⁴ 7, 246f.⁵ 16, 373 (Wie Joggeli ...).⁶ 7, 12.⁷ 7, 60; ähnlich 1, 329.⁸ 5, 33f.⁹ 6, 38.

«eine alte schöne Haussitte, welche durch Jahrhunderte eine unendliche Kraft übte», die Sitte, dass abends im Bett Mann und Frau vor dem Einschlafen gemeinsam laut das Unservater beteten¹. So wächst der Brauch weit über den Einzelnen und über die Zeit hinaus und wird als ungeschriebenes Gesetz selber eine lebendige Macht, etwa «die sehr schöne Sitte, durchaus keinen Zank, keinen heftigen Auftritt zu veranlassen, der irgend der Nachbarn Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte»².

Dabei liegt am einzelnen Brauch nicht so viel; wichtiger ist, dass die Gemeinschaft, zumal die Familie, das Streben hat, das ganze Dasein von brauchmässigem Verhalten bestimmen zu lassen. In den Familien wachsen nicht nur «Hausbräuche», sondern «Hausbrauch», «Familiensitte»³, «so eine Art von Haussitte und Anstand, welche man im Weltsche hinger nicht lernt»⁴. Auf ihnen beruht der berühmte Name eines Hauses ebenso sehr wie auf Besitz⁵. Haussitte vermodert, wo ein Geschlecht am Abdorren ist⁶. Nicht nur der Besitzerstolz sondern auch die Geborgenheit in diesem Hausbrauch gibt dem 'adeligen' Bauern jene fast aufreizende Sicherheit und Gelassenheit⁷. Das Haus nimmt im buchstäblichen und übertragenen Sinn einen Geruch, eine Farbe an und die Leute mit ihm⁸. Der Hausgeist wohnt im Haus anhänglich wie eine Katze und hält treue Wache⁹.

Von hoher Bedeutung für die Volkskultur im ganzen ist, dass der Hausbrauch über den engsten Kreis hinauszuwirken vermag. Die Lebensart einer Bauernfamilie färbt auf alle ab, die mit ihr in Berührung kommen, besonders auch auf das 'dienende Volk'¹⁰. Namentlich muss man sehen, wie ähnlich bei allen Abtönungen die 'massgebenden' Familien leben und denken, wie nahe sie einander durch Herkommen und Beruf¹¹, nicht zuletzt auch durch verwandtschaftliche Bande¹² stehen. Auf diese Weise wird Hausbrauch zum Landesbrauch¹³.

b) Vom Wirken der Bräuche

Brauch prägt dem Glauben und Denken, dem Reden und Handeln der Gotthelfschen Menschen den Stempel auf. Bei den verschiedensten Gelegenheiten und in immer neuen Wendungen erscheint dieser Begriff: «Nach Landessitte» kommt bei einem Besuch der Wein erst nach dem Essen auf den Tisch; es ist «unter rechten Leuten der

¹ 7, 19. ² 4, 8. ³ 4, 8. ⁴ 7, 263.

⁵ 4, 8. Vgl. S. 153. ⁶ 14, 44. ⁷ 4, 9; 11, 144. ⁸ 7, 200.

⁹ 8, 319. ¹⁰ Siehe S. 134f. ¹¹ 13, 272. ¹² 13, 14f. 19.

¹³ «Landsbrauch» z.B. 7, 208. 270; «landesbräuchlich» 13, 513; «Landessitte» 11, 314; 18, 103 (Christen); 20, 179. 260. 281 (Michel).

Brauch», an Hagelgeschädigte zu steuern; wer etwas von Joggeli will, soll ihn selber aufsuchen «wie üblich und bräuchlich»; der Bodenkulturerbe mahnt, es «sei Sitte», den gütlichen Weg zu versuchen, ehe man vor Gericht geht; auf einer Steigerung «ist es gebräuchlich», jedem Bietenden eine Mass Wein vorzusetzen¹. Solche Gebräuche scheinen selbstverständlich; in Wahrheit sind sie aber Imperative: «Die Sitte fordert . . .»².

Der Brauch kann seine ordnende Kraft innerhalb einer Gemeinschaft nur dann ausüben, wenn er in diesem Kreise für alle und auf immer gilt. Brauch wird erzwungen³; wer sich ihm nicht fügt, wird aus dem Kreis ausgestossen. Nur ganz selbständige Naturen setzen sich über den Brauchzwang hinweg: Eisi von der 'Gnepfi'⁴, die Wirtstochter Rösli im 'Anne Bäbi'⁵, Hagelhans⁶, der Unmensch Harzer Hans⁷. Auch ganz Arme fühlen sich nicht an einen Brauch gebunden⁸.

Der eigene Brauch ist der beste. Am schärfsten wirkt der Brauchzwang darum einem 'Eindringling' gegenüber. Dieser ist gleichsam ein fremdes Huhn in einem Hühnerhof⁹. So ist es in der Dorfgemeinschaft: Peter Käser, der sich in einer Gemeinde um die Schulmeisterstelle bewirbt, fällt durch seine herrschelige schwarze Kutte unangenehm auf, ist zu wenig leutselig und kann nicht grüssen, wie es Brauch ist; auf ein «Guten Abend geb Ech Gott!» antwortet er bloss mit «Grosse Dank!» statt mit «Grosse Dank geb ech Gott!». Prompt fällt er bei der Wahl durch¹⁰. Und in der 'Schnabelweid', wo er dann wirkt, lachen die Kinder über seine fremde Aussprache, und die Hausväter hoffen, er werde schon reden lernen, «wie es der Brauch sei»; er solle sich abgewöhnen, «so aparti und wunderlig z'rede»¹¹.

Gewaltig ist die Macht des Hausbrauchs gegenüber einem Sühniswyb, besonders da, wo ein Haus seit einer Reihe von Geschlechtern ein bestimmtes Gepräge hat¹². «Wenn einmal in einem Hause eine bestimmte, althergebrachte Weise ist, so ändert sich die nicht, und wenn jemand da mitten hineinfällt, so ists fast, als ob er auf einen andern Planeten käme»¹³. «We me alts Wybervolch im e Hus het u es chunt jungs drzue, su fats geng a jäse (gären)»¹⁴. Da ist es in der ersten Zeit mancher jungen Frau, «wenn ere niemer anders dr Kopf abschrüss, su schrüss si ne selber ab»¹⁵. Meyeli, dem Anne Bäbi voraussagt: «Wed

¹ Alle Beispiele aus 'Uli der Pächter': 11, 314. 345. 360. 369. 398.

² 17, 9 (Schwarze Spinne).

³ Weiss, Volkskunde 155.

⁴ 8, 220.

⁵ 5, 337.

⁶ 11, 99.

⁷ 19, 279.

⁸ 8, 8.

⁹ 2, 208; 6, 53.

¹⁰ 2, 158.

¹¹ 2, 178.

¹² 7, 181.

¹³ 6, 319.

¹⁴ 5, 383; sehr gut auch 4, 127 und 12, 83f.

¹⁵ 22, 235 (Der Besuch).

öpfe tuest, wies dr Bruuch ist u aständig, su bin ih de notti ke Tüfel nit»¹, fügt sich ein und wird dank seinem sonnigen Wesen bald die ganze Haushaltung um den Finger wickeln. Stüdeli in 'Der Besuch' hat es schwerer, da es sich nicht nur in einem fremden Haushalt, sondern zugleich in einer fremden Landesgegend zurechtfinden muss². Ihm wird wie dem Schulmeister die Sprache zum Verhängnis; weil es lächerlicherweise die Heuhaufen 'Birlig' statt 'Schöchli' nennt, muss es «hingernache der Welt daheim sein» und erhält einen Übernamen. Überhaupt hebt ein Seilziehen zwischen zwei Arten von Bräuchen an; siebenmal erscheint auf etwas mehr als einer Seite dieses Schicksalswort, am eindringlichsten in dem Verzweiflungsschrei: «Ja, ja, Brauch über Glust, Brauch über alles, das kann man hier alle Tage erfahren!»³ Nach überstandener Krise findet sich Stüdeli zurecht und erweist sich in der alten Heimat schon als halbe Fremde, die beinahe wieder zu einem Spottnamen käme⁴.

Der Brauch wirkt also wie ein sehr strenges Gesetz. Er fordert Einordnung, Rücksichtnahme und für sich selber Gehorsam. «Brauch und Recht» ist ein stehender Ausdruck⁵. Wer sich sträubt, wird zum Gesetzesbrecher, gilt als unsozial, unmoralisch. Viele Bräuche haben zur Hauptsache diesen rationalen Charakter, etwa Arbeitsbräuche, oder solche, die darnach streben, Klarheit und Sicherheit in die Beziehungen zwischen Einzelnen oder ganzen Gemeinschaften zu bringen. Brauchmässig, nicht durch schriftlichen Vertrag, regelt sich zum Beispiel das Dienstverhältnis eines Knechtes⁶. Ein Bauer weiss, dass er im August seinen Knecht fragen muss, ob er im nächsten Jahr in seinem Dienst bleiben wolle. Sagt er wiederum zu, bleibt alles ohne weiteres beim alten. Der Bauer hält sein Wort, und es ist nicht Sitte eines rechten Burschen, «aus dem Jahr zu laufen»⁷. Möchte er dagegen den Platz wechseln, sieht er sich nach einem neuen Meister um und lässt sich von ihm dinge. Der Lohn wird abgemacht, und der zukünftige Meister gibt «Geld und Hand», das heisst ein Haftgeld von vielleicht 20 Batzen, und bekräftigt die Abmachung durch Handschlag⁸. Mit Weihnachten geht für Knechte oder Mägde das alte Dienstverhältnis zu Ende. Es ist aber Brauch, bis zum Neujahr am alten Platz zu bleiben, wo namentlich die Mägde noch Zeit haben, ihre Kleider in Ordnung zu bringen⁹. Dann empfangen sie den Lohn, der aus Bargeld und Naturalien sich zusammensetzt, wohl auch einen Kram dazu¹⁰,

¹ 6, 23. ² Siehe S. 143 f. ³ 22, 215 f. ⁴ 22, 231.

⁵ So oder ähnlich: 7, 11; 8, 19. 146; 11, 173; 12, 360; 21, 142 (Sonntag des Grossvaters).

⁶ 11, 54. 72. 76 ff. ⁷ 11, 73. ⁸ 4, 137. ⁹ 11, 54. ¹⁰ 4, 137; 6, 26.

und «neujahren» noch mit der Familie¹, «wie es öppe dr Bruuch ist»². Wer sich nicht an diese Regeln hält, schädigt andere und sich selber.

Aber Brauch ist mehr als vernünftiges Gesetz; wie bereits gezeigt, ist er wie alle Überlieferung Ahnenerbe und, ob christlich oder nicht christlich, als solches heilig³. Die Wörter 'Glaube' und 'Brauch' werden manchmal in einem Atemzug verwendet. Eine alte Frau etwa klagt, «wie nirgends mehr Glauben ist und niemand mehr tut, wie es der Brauch ist»⁴. Wer gegen den Brauch verstösst, wird zum Frevler, begeht ein sacrilegium. Dieser religiöse Bezug gibt dem Brauch seine volle Macht, auch dem scheinbar profanen, zum Beispiel dem brauchmässigen Arbeiten, dem Wäscheeinlegen, Kabiseinmachen, Kücheln⁵. Gotthelf stellt diesen religiösen Zwang mehrfach dar im Falle des eben gestreiften Erscheinens einer Sohnsfrau. Auf dem Hofe, wo Stüdeli einzieht, «ist noch die alte, mächtige Rechtgläubigkeit zu Hause», wo man, wie nur einen Gott und eine Wahrheit auch «nur einen Gebrauch, nur eine Sitte kennt und für die allein wahre und seligmachende anerkennt»⁶. Wenn bei Jowägers nicht alles dem eigenen Brauche nach geht, «so hat man nicht den mindesten Glauben dazu»⁷. Namentlich die Weiber sind in einer wahren «Brauchreligion» befangen⁸. Schwiegermütter und Schwägerinnen haben diese Art Rechtgläubigkeit und glauben, dass «nur recht küchelte, wer küchelte wie sie, nur recht knetete und backte Brot, wer knetete und backte wie sie, und zwar mit allen Zeremonien ohne die geringste Auslassung»⁹. Wer es anders macht, ist nicht nur ein Sünder, sondern ein Ketzer. «Häusliche Ketzergerichte sind viel häufiger als kirchliche»¹⁰.

In besonderem Masse heilig sind alle jene Bräuche, die tatsächlich auf einem bestimmten Glaubensgrund gewachsen sind. Manchmal ist der Charakter eindeutig christlich. Der sozial so wohltätige Brauch allgemeiner Sonntagsruhe ist natürlich in Gottes Gebot begründet. Nur wenn man das Korn fast aus dem Wasser ziehen muss, hat man von Christus die Erlaubnis, am Sonntag zu ernten¹¹. Gott will es so, wie die Erfahrung lehrt. Wer auf das Gebot achtet, hat deswegen doch nie weniger gehabt¹², und der Segen ist bei der Sache. Wer dagegen glaubt, unserem Herrgott werde es nicht viel machen, wenn man es übertritt, wird erleben, dass die Gebote die alten bleiben und kein Düpflein davon vergehen wird. Dem frevelnden Bauern, der seine Ernte schon unter Dach hat und sich dessen rühmt, fährt ein Blitz-

¹ 11, 54.² 23, 384; 4, 141.³ Geiger, Volkstum 7.⁴ 20, 163 (Michel); siehe auch S. 163, 166.⁵ 6, 29.⁶ 22, 213 (Der Besuch).⁷ 6, 29.⁸ 5, 338.⁹ 13, 297.¹⁰ Ebenda.¹¹ 10, 94.¹² 10, 95.

strahl ins Haus, und es brennt auf den Grund nieder, «Viele Leute gehen hin und nehmen ein Exempel daran»¹. Wo am Sonntag gehudelt wird, ist überhaupt in keiner Sache der Segen mehr².

Soziale Rücksichten machen es dem Bauern zur Pflicht, der Familie und allen Helfern, den Knechten, Mägden, Tagelöhnern, deren Weibern und Kindern und dem Fremdling, der da wohnt innerhalb seiner Tore³, ein Erntemahl auszurichten und auch die Bettler nicht zu vergessen. Recht und Brauch ist, dass man den andern etwas gönnt⁴. An einer Sichleten sollen alle Leute zufrieden sein. Der Pächter Uli hat sich schon als Knecht geärgert, wieviel bei einer solchen Gelegenheit «durchaus unnütz und überflüssig draufgehe»⁵. Es bestehe ja kein Gesetz, wieviel man ausrichten müsse. Seine Frau kennt ein höheres Gesetz und möchte den Armen zuhalten, «was üblich und bräuchlich». Uli ist nahe daran, «die Narretei ein für alle Male abzustellen»; mit Mühe kann Vreneli, das in Ehren bestehen möchte, den Hartnäckigen umstimmen. Es siegt wohl nicht deshalb, weil Uli plötzlich sein gutes Herz entdeckt; in die Auseinandersetzung hinein klingt ein religiöser Ton. Wie so oft finden ethische Forderungen ihre Stütze auf dem Boden des Glaubens. Gott speist sogar die Spatzen auf dem Felde; Bettler sind mehr als Spatzen: Christenbrauch ist, sie wie Brüder zu halten. Vor allem aber sollen die Armen nicht erbittert werden, nicht Flüche sollen ums Haus fliegen wie die Schwalben, es ist besser, sie wünschen alle Gottes Glück und Gesundheit. Auch für diesen Fall fehlt es im Volk nicht am warnenden Beispiel. Käthi die Grossmutter erzählt ihrem Enkel in der Form einer Sage⁶ von der Bäuerin im 'Brittenwald', einer jungen Frau, die «dem alten dummen Wesen» ein Ende machen will. Am üppigen Sichletenmahl entlädt sich die Wolke ihres Zornes über die faulen Fresser, und sie spottet lästerlich über den Segen, der in ihren Wünschen liegen solle. Ein Blitzstrahl erschlägt die Frevlerin.

Das Motiv von Segen und Fluch, das hier und in andern Geschichten Gotthelfs bedeutsam hineinspielt, geht über den Bereich des Christlichen hinaus. Überhaupt spielen religiöse Rücksichten, die keineswegs aus dem Kirchenglauben zu erklären sind, eine erstaunliche Rolle. Man spricht dann von Volks- oder auch Aberglauben. Solche Relikte eines einst allgemein anerkannten Glaubens liegen da wie

¹ Die ganze Stelle nach 11, 60ff. Frau Pfarrer Bitzius berichtet dem Gatten (E9, 42, Brief vom 8. August 1853) über einen Bauern: «An seinem Platze hätte ich die erste Ernte um kein Geld an einem Sonntag eingebracht, das bringt keinen Segen».

² 12, 74; siehe auch 10, 332 und 11, 51f.

³ 11, 26.

⁴ 7, 11.

⁵ Für die ganze Stelle: 11, 27ff.

⁶ 10, 81ff.

erratische Blöcke. Seltsam, vielleicht 'sinnlos', werden sie von denen, die noch etwas auf ihnen halten, hochgeschätzt, ja, in besonderem Mass für Glaube gehalten¹. Wer sich hartnäckig weigert, in der Mitte der Woche ein Werk zu beginnen, lebt nicht nur seinem Vater nach², sondern hält – vielleicht unbewusst – an einem alten Glauben fest: «Üblich und bräuchlich» ist es, damit am Montag anzufangen, weil nur dann die Arbeit rückt; das an einem andern Tag, namentlich am Ende der Woche Angefangene wird, wie allbekannt, nie fertig³.

Solche zwanghafte 'abergläubische' Bräuche häufen sich an den grossen Abschnitten des Menschenlebens. «Wer noch einen Glauben habe und begehre glücklich zu sein in der Ehe, der lasse sich am Freitag kopulieren»⁴ – ein solcher Satz wirkt notwendigerweise wie ein Befehl; denn wer möchte nicht 'glücklich' werden? Eine Begründung fehlt hier gänzlich. In andern Fällen fügt man sie bei, etwa in der famosen Szene mit der «Mundur»⁵. Wie für Meyeli die Stunde des Gebärens kommt, wird es von Anne Bäbi gezwungen, Hanslis Hochzeitkutte, die Mundur (Militäruniform), anzuziehen – allbets hat man in dieser Hochzeit halten müssen, «jetzt wo alles ume so Schyssere sy, ist jeder Hudel gut genug für sie». Die Hebamme bestärkt Anne Bäbi: «An allen rechten Orten, wo man noch etwas auf Religion halte und alten Bräuchen, legten die Weiber die Mundur an». Die Geburt sei leichter, und die Kinder würden «bsunderbar gsund und stark, so rechte Kriegsmanne und alti Schwyzer». Auch da stützen warnende Beispiele den Brauch. Wo man sich über ihn hinwegsetzt, gibts nach der Hebamme «so leid Lüt, so nütgrechtsig⁶ (unansehnliche)». Anne Bäbi selber ist gewarnt genug. Trotz des Drängens seiner Schwiegermutter hat es sich einst als «junger Gahli», der nicht wusste, «was dr Brauch», mit Händen und Füssen gegen die Uniform gewehrt. Es ist mit einem schwachen und kränklichen Jakobli bestraft worden, der «syr Lebzig für e Soldat nüt nutz» ist. Für Meyeli – der Glaube macht selig – wird die seltsame Kleidung tatsächlich zu einer Quelle des Trostes, und alles geht gut. «Ja, kumlig ists doch, wenn me no e Religion het» (Anne Bäbi).

Die Häufung des Brauchmässigen zu den hohen Zeiten Geburt und Taufe, Hochzeit, Tod und Begräbnis ist so auffällig wie begreiflich. Die Gemeinschaft, die in diesen Augenblicken bedeutsam hervortritt, und die glaubensmässigen Bindungen – Zeit und Ewigkeit berühren einander – verlangen, dass 'das Richtige' getan werde. Diesen Forderungen

¹ A. Dieterich, Mutter Erde³ (1925) 2: «Der niedere Volksbrauch war einmal hohe Kultzeremonie, vielleicht das Sakrament einer grossen Gemeinde.»

² 7, 12.

³ 12, 75.

⁴ 12, 74f.

⁵ 6, 105 ff.

⁶ Id 6, 230.

wird nachgekommen «in einer Reihe festgefügtter, unpersönlicher und allgemein verbindlicher Brauchtumshandlungen»¹. Bei der Taufe² zum Beispiel binden gesellschaftliche Rücksichten die Eltern in der Zahl und der Auswahl der Taufpaten. Ferner gebührt es sich, ein Taufmahl auszurichten. Andererseits sind die Paten brauchmässig gehalten, sich dem Anlass gemäss zu kleiden³ und zu schmücken: Der ledige Götti erscheint mit einem Blumenstrauss auf dem Hut, die ledige Gotte mit einem Sträusslein an der Brust⁴, einem Kränzlein im Haar⁵. Die Paten bringen nach dem Brauch Patengeschenke, üblicherweise «eine sogenannte Alegig» oder «Fäschi» und einen «Einbund»: einen blanken Neutaler, eingewickelt in den schön gemalten Taufspruch⁶; der Kindbetterin schenken sie eine gebackene Züpfe⁷. Man schämte sich, beim Schenken «nit öppe o z'tue wies dr Bruuch syg»⁸; man hätte vielleicht gar Schmach zu gewärtigen⁹. Die Gotten haben Angst, sich während der Taufhandlung zu verfehlen. Die Kirche ist nämlich auf dem Land eine Art Theater, wo sich das Weibervolk dem Publikum vorstellt¹⁰. Was nützt dann eine hoffärtige Gotte, wenn sie «nit wüss, wie sie tue söll» und der Kindbettimann «Schang an ere erleben müess für syr Lebzig?»¹¹ Darum erkundigt sich eine ortsfremde Gotte genau nach dem hiesigen Brauch¹².

Aber in dieser Angst liegt mehr als die Scheu, sich vor den Leuten blosszustellen: Die Formen der Taufe sind geheiligt und dürfen nicht verletzt werden¹³. Der Taufakt gilt, entgegen der reformierten Lehre, wie zur Zeit vor der Reformation als heilsnotwendig¹⁴: «Mi seyt zwar, sie (die ungetauft Gestorbenen) chöme nit i di hingeristi Höll, aber es wird vornache o no heiss gnue sy»¹⁵. Die Mutter kommt nicht mit zur Kirche (15); sie darf noch nicht unter der Dachtraufe hervor¹⁶. Einem Mädchen wird beim Fäschen (Wickeln) ein Scheibchen Brot und Käse miteingebunden, damit es nie Mangel leide¹⁷. Ein Göttibub

¹ J. Meier, Ahnengrab und Brautstein (1944) 76f. W. Muschg, Gotthelf 228ff.

² A. Brüscheiler, Jeremias Gotthelfs Darstellung des Berner Taufwesens (1925) passim. Siehe auch K. Fehr, Jeremias Gotthelfs Schwarze Spinne als christlicher Mythos (1942) und das Vorwort W. Muschgs zu seiner Ausgabe der Schwarzen Spinne (1942).

³ 13, 462f. 468f. ⁴ 17, 15 (Schwarze Spinne). ⁵ 6, 112f.; 17, 11. 13.

⁶ 6, 69; 10, 100; 13, 280. 469; 17, 13. ⁷ 13, 469; 17, 11. ⁸ 6, 68.

⁹ 13, 280. ¹⁰ 6, 55; ähnlich 13, 485f. ¹¹ 6, 68. ¹² 6, 74.

¹³ Die Seitenzahlen im Text beziehen sich im folgenden auf 'Die schwarze Spinne' (Band 17).

¹⁴ Die Erzählung 'Die schwarze Spinne' beruht wesentlich auf diesem Motiv.

¹⁵ 3, 157. 161. Anfangs 1845 wünschen die Pfarrer in einer Eingabe, dass die totengeborenen oder vor der Taufe gestorbenen Kinder nicht mehr in Kellern und Kartoffeläckern verscharrt, sondern im Kirchhof begraben werden (E 6, 399).

¹⁶ 3, 170; 6, 112. ¹⁷ 6, 140.

bedeutet für eine ledige Gotte Glück im Heiraten¹. Wie die Taufgesellschaft aufbricht, betet die Grossmutter still einen Segen (15). Das Kindchen soll zur Taufe getragen, nicht etwa gefahren werden, sonst wird es träge (11). Aus dem Wetter am Tauftag schliesst man auf das Leben des Täuflings (15 f.). Schreit ein Kind während der heiligen Handlung, wird es viel Kreuz und Leid erfahren. Die Hebamme aber kann «ihm das alles abnehmen», wenn sie in den heiligen Namen drei Gläser Wein trinkt, indes die Mutter drei Unservater betet und das Kind bsegnet². In das Kreuzfeuer zweier Bräuche gerät die junge Gotte in der 'Schwarzen Spinne' (16 ff.): Man hat vergessen, ihr den Namen des Täuflings zu nennen, den sie «nach alter Übung» dem Pfarrer ins Ohr flüstern sollte. Nun wird sie sich verfehlen und fürchtet, «eine Schande ihr Leben lang» zu erleben, «zum Spott zu werden für Kind und Kindeskind». Aber ein anderer Brauch verbietet ihr, den Vater schnell nach dem Namen zu fragen; das Kind würde sonst neugierig werden. Dieser Aberglaube wiegt schwerer, und sie schweigt und will den Spott auf sich nehmen; zum Glück löst sich alles in Freude. Geradezu religiöse Bedeutung haben neben ihrem Gemeinschaftswert die Mahlzeiten. Man trägt genau das auf, «was die Sitte fordert» (9). Alter Gebrauch ist es, an diesem Tag alle Speisen mit Safran zu würzen (13 f.). Statt des neumodischen Kaffees geniesst man am Morgen als Zwischenmahlzeit ein nach allen Regeln bereitetes Weinwarm (9. 13). Wenn es am Mahle ausgelassen zugeht, wünscht die Mutter, «wenn das lustige Leben dem Kinde nur nicht angetan werde»³. Wie gar Champagner aufgefahren wird, fürchtet sie, das arme Kind werde den gottlosen Aufwand büssen müssen⁴.

So wie bei der Taufe gilt es auch an der Hochzeit und bei einem Todesfall, das Richtige zu tun, also das Bräuchliche, das sich als richtig erwiesen hat. Es ist ein weises Wort, das ein alter Bauer spricht: Wer bei solchen Anlässen nicht tue wie üblich und bräuchlich, der werde «später reuig oder ein Kolder, der sein Lebtag tromsigs (quer) drin» sei⁵.

Schattenseiten sind unverkennbar. Die Dorngrütbäuerin lässt ihre eigene Tochter verschachern mit den Worten: «Es ist der Brauch diese Weg, und wie es der Brauch ist, so macht mans»⁶. Der Brauch vermag seine Macht auch dann noch auszuüben, wenn Vernunft Unsinn geworden ist. Gegen seine Irrationalität ist schwer anzukämpfen. Ein Brauchverächter spottet über einen Altgesinnten, den «könnte man

¹ 13, 462.² 3, 131 f.³ 11, 158.⁴ 11, 161.⁵ 22, 195 f. (Barthli).⁶ 7, 217. 235.

auf dem Kopf gehen machen, wenn man ihm den Glauben beibringen könnte, es sei der Gebrauch so»¹. Für Hansli Jowäger genügt es, dass Grossätti und Ätti keine Zündhölzer gehabt, dieses neumodische Feuerzeug abzulehnen². Verteidiger eines objektiv schlechten Brauches sind seine Nutzniesser oben und unten: Bauern heissen in Gemeindeangelegenheiten die Tauner das Maul halten, wie das «seit Adam und Eva . . . der Brauch gewesen»³; beim Tod eines Reichen fordern unverschämte Bettlerscharen «wie ein Recht» die Kleider des Verstorbenen ab⁴. Vernünftige Verbesserungen werden vereitelt oder gehemmt. Aus Selbstsucht wollen Meisterfrau und Mägde unter Berufung auf den Brauch nicht zulassen, dass ein Knecht am Sonntag nachmittag sich in der Wohnstube aufhalte statt im kalten Gaden. Nach hitziger Auseinandersetzung, in der dreimal das Wort 'die Leute', sechsmal 'der Brauch' fällt, dringt schliesslich des Meisters bessere Meinung durch⁵. 'Brauchgläubigkeit' ist ein Hemmschuh: Aus 'Glauben' wehrt man sich in einem grossen Bauernhaus, bei der Arbeit des Rübenabhauens Hilfe zuzuziehen; «das müsse nicht sein, weil Grossvater und Grossmutter es auch nicht gemacht und sich im Grab umkehren würden»⁶. Man weigert sich, die Unterweisungskinder in die Schule zu schicken; «solche Neuerungen seien gegen alle Religion. Wie ihre frommen Vorväter» wollen es die Bauern halten⁷.

Der Brauch bietet ferner auch die Möglichkeit, hinter dem Tun dessen, was bräuchlich, die eigene Leere zu verbergen. Unglaublich viel geschieht bloss äusserlich, «so des allgemeinen Gebrauchs wegen»; das gilt vom Heiraten⁸ so gut wie vom Weinen an einer Gräbt⁹. Brauch bedeutet dann ein Mindestmass, leere Form, mit der man sich begnügen kann, ohne bei 'den Leuten' Anstoss zu erregen. Anne Bäbi ist wenigstens offenerherzig; wie es der unerwünschten Schwiegertochter zum Empfang Wein aufstellt, sagt es: «Ih ha daicht, wed scho nit wert chömist, ih well notti tue, was öppe dr Bruuch syg»¹⁰. Tiefer greift, wenn es von den Jowäger heisst, sie hätten dreissig Jahre miteinander gelebt «im Friede, wie öppe dr Bruuch isch»¹¹, und doch ist es, «als ob immer die gleiche trübe Wolke auf ihnen sich lagere»¹².

Aber offensichtlich ist der Brauch für die Gesellschaft und den Einzelnen nötig und wohltätig. Wohl mag sein Zwang zuzeiten drücken; etwa einen Kindbettmann, der den ganzen Taufstag in Ängsten ist,

¹ 13, 202; ähnlich 12, 353. ² 6, 8f.

³ 16, 110 f. (Dursli). ⁴ 3, 253 ff. ⁵ 4, 76 ff.

⁶ 21, 214 (Der Ball). ⁷ 2, 72. ⁸ 20, 163. 259 (Michel).

⁹ 8, 9f. – Andere Fälle z. B. 8, 53. 58. 72. 338; 11, 308: von Gott!

¹⁰ 6, 23. ¹¹ 6, 200. ¹² 6, 47.

«dass er nicht gegen irgend jemand fehle»¹. Aber auch der Schlechte muss mindestens «machen, was der Brauch sei, ... sonst werde man verbrüllet»². Die Selbstsucht wird gezähmt, Brauch steht tatsächlich über dem Glust³.

Bald wird auch ein Brauch gar nicht mehr als Zwang empfunden. Jede neue Kutte wird am Ende eine alte und den Bauern so lieb als eine frühere alte⁴. Das volkstümliche Bedürfnis nach Akkommodation und die Fähigkeit dazu sind erstaunlich. Zwang wird zur Gewohnheit. Der Brauch erleichtert das Gemeinschaftsleben, indem er bei Meinungsverschiedenheiten entscheidet. Vielleicht möchten bei der Wahl eines Taufnamens persönliche Liebhabereien befriedigt werden: Der Vater findet, Johannes klinge lieblich, der Grossvater, Daniel habe etwas Majestätisches; schliesslich wählt die Mutter aus eigener Vorliebe und zugleich dem Brauche gemäss den Namen des Vaters – und die andern fügen sich⁵.

Unschätzbar kann der Brauch als Lebenshilfe für den Einzelnen sein. Er enthebt schwerer Verantwortung. Ohne den geringsten Kummer hätte Hansli Jowäger den Jakobli (als Nachtbuben) ganze Nächte ausbleiben sehen; «denn warum sollte ihm etwas Kummer machen, was Grossvater, Vater und er getan, was der Brauch war?»⁶. Der Brauch sorgt für die Ökonomie der Kräfte: Die beiden schwierigen Fragen «Was koche ich heute?» und «Was ziehe ich an?» sind für eine Bäuerin zum voraus entschieden. Die so wichtige Werbung um eine Frau wird für den Freier wie für den Vater um vieles erleichtert, weil Rede und Gegenrede brauchmässig feststehen; ebenso brauchtümlich beginnen Mutter und Umworbene zu weinen und zu gruchsen⁷. Und wie froh ist man, bei einem Todesfall genau zu wissen, «was üblich ist in solchen Fällen»⁸.

IV. Brauchgebundenes Gemeinschaftsleben

Nachdem nun Gemeinschaft und Brauch gesondert betrachtet worden sind, bleibt noch, über ihr Zusammenwirken im brauchgebundenen Gemeinschaftsleben zu handeln. Gotthelf beschreibt das bernische Landvolk so eingehend, dass es möglich wäre, sein Leben unter diesem Gesichtspunkt systematisch darzustellen. Das ginge aber weit über den Rahmen einer Skizze hinaus. Wir wählen einige wenige

¹ 3, 129.

² 23, 173.

³ Siehe S. 160.

⁴ 3, 347.

⁵ 3, 121f.; zur Namenwahl ferner 1, 15f.; 21, 143 (Sonntag des Grossvaters).

⁶ 5, 25.

⁷ 20, 270ff. (Michel).

⁸ 11, 276.